
Das Pantomimenpferd

Über einen besonderen seelsorgerlichen Gesprächstypus

Martin Weimer

Zusammenfassung

Es wird ein seelsorgerlicher Gesprächstypus vorgestellt, in dem es um ein vermeintliches, meist katastrophales Ereignis geht, das sich im Nachhinein als halluziniertes Erlebnis des Klienten erweist. Dieser Gesprächstypus kommt besonders häufig in der Telefonseelsorge, aber wahrscheinlich nicht nur dort, vor. Der Vf. plädiert dafür, diese Gespräche nicht psychiatrisch-individualisierend als Halluzinose, sondern als geteilten Traum zu sehen, an dem der Seelsorger in spezifischer Weise partizipiert.

Seelsorge – Traum – projektive Identifikation

1. Zur Einführung

Ich behandle in diesem Aufsatz einen Gesprächstypus, den man besonders deutlich in der Telefonseelsorge kennen lernen kann, der aber auch in anderen Seelsorgefeldern anzutreffen ist. Mir ist keine seelsorgerliche Fachliteratur über diesen Gesprächstypus bekannt. Ich sehe das Wesentliche dieses Gesprächstypus in seiner Eigenschaft, ein zu zweit geträumter Tagtraum zu sein. Es handelt sich um einen geteilten Traum. Die Aufführung auf der Seelsorgebühne findet dann statt, wenn der Klient das Erzählte nicht träumen kann, weil es zu schrecklich ist. Es muss zuvor real geteilt werden. Danach kann es vielleicht später einmal individuell geträumt werden. Wir sind als Seelsorger Hüter der Träume, bei Gesprächen des hier behandelten Typus sind wir Hüter der ungeträumten Träume. Das ist meine These in Kurzform.

Es ist also ein Gespräch, in dem beide Gesprächspartner in eine bisweilen äußerst dramatische Abfolge von Ereignissen verwickelt sind, bei dem man aber, oft erst nach dem Gespräch, den Eindruck gewinnen kann, dass es sich hierbei nicht um reale Ereignisse der äußeren Welt, sondern um halluzinierte Erlebnisse der inneren Welt des Rat suchenden Menschen handelt.

Gerade berichtet „Christa“ (Pseudonym) von einem Mann, der die Telefonseelsorge nachts

angerufen habe: er habe solche Angst. Sie habe ihm Wort für Wort aus der Nase ziehen müssen, bis sie schließlich erfuhr, der Mann sei auf dem Weg ins Schlafzimmer seiner Mutter, um sie zu vergewaltigen. Sie sei im 6. Monat schwanger von ihm. „Christa“ ist schockiert. In dem Maße aber, in dem sie fassungslos stammelt, wird die Stimme des Anrufer ruhiger, bis er schließlich auflegt. Er wolle jetzt noch ein bißchen schlafen.

Die Gruppe winkt müde ab. Alle kennen Gespräche mit diesem Anrufer, bloß nicht „Christa“, die erst seit ein paar Wochen in der Telefonseelsorge mitarbeitet.

Manchmal schildert der Ratsuchende Ereignisse, die den Seelsorger schockieren. Man erlebt sie während des Gespräches tatsächlich als objektive Ereignisse und nicht als subjektive, halluzinierte Erlebnisse, und zwar nicht selten als Ereignisse, die den Seelsorger geradezu traumatisieren können. Ist aber das Halluzinatorische dieser Ereignisse erst einmal in den Vordergrund gerückt, so empfinden Telefonseelsorger sich oftmals sehr beschämt. Man sagt, man sei „herein gefallen“.

Ich werde ein eigenes Fallbeispiel vorstellen, in dem ich „hereingefallen“ war. Dieses und andere ähnliche Beispiele haben mir gezeigt, dass man immer genau an den Stellen „hereinfällt“, an denen unerkannt Eigenes kurz davor ist, einem bewusst zu werden, sozusagen geboren zu werden. Aber man soll daraus nicht den Schluss ziehen, dass man sich gegen das Mittun in einem geteilten Traum wappnen könne. Einer durchaus würdigen Tradition zufolge gelten Seelsorger als „Narren Christi“; es könnte ihr „Hereinfallen“ ein Zeichen ihrer Menschlichkeit sein. Man kann sich gegen den geteilten Traum im Seelsorgegespräch so wenig wappnen wie gegen den geträumten eigenen Traum der kommenden Nacht. Das ist gewissermaßen die ethische Botschaft, die mir wichtig ist.

Aber man kann die eigene Teilnahme am geteilten Traum genauso nachträglich bedenken, wie man einen eigenen geträumten Traum nachträglich bedenken kann. Seelsorgerliche Supervision sehe ich ganz in der Tradition der Traumdeutung *Freuds*¹; man betrachtet das geführte Seelsorgegespräch nachträglich am besten als einen Traum und die Supervision als Versuch eines Traumgesprächs. Das gilt generell für Supervision in der Seelsorge, besonders aber bei diesem Gesprächstypus.

Behandelt man das Seelsorgegespräch als geteilten Traum und untersucht in der Supervision die Beteiligung des Seelsorgers an diesem „Traum“, so sieht man etwas entscheidend Wichtiges. Das Hereinfallen des Seelsorgers könnte nämlich als Ergebnis einer Verwandlung verstanden werden, die der Klient zusammen mit ihm während des gemeinsamen Gesprächs in ihm selbst vollzogen hat. Man nennt in der psychoanalytischen Fachsprache eine solche Verwandlung „projektive Identifizierung“. In dieser Form der Verwandlung lässt man einen anderen fühlen, wovor man sich selbst am tiefsten fürchtet. Das Kind, das sich schuldig fühlt, quält seine Puppe oder seinen Hamster. In unseren Paarbeziehungen sehen wir so lange den Splitter im Auge unseres Liebespartners, bis wir ihn zu dem gemacht haben, den wir mit Fug und Recht hassen können. Wir werden also im Verlaufe dieses Aufsatzes sehen, dass ein Seelsorger, der im „geteilten Traum“ hereinfällt, dies als Verwandlung

1 Sigmund Freud, Die Traumdeutung (1900), GW II/III

ter auch für den Anrufenden tut. In Gefühlslagen, in denen wir fürchten, endlos zu fallen, neigen wir alle zur Handlungsweise des „geteilten Traums“. Es tut einem jeden Menschen gut, wenn sich ein anderer entsetzt über etwas, was einem widerfuhr. Was wir Seele nennen, beginnt beim Baby, aber auch nach jeder Erschütterung, die wir als Erwachsene erleben, stets „extra nos“.

Manchmal zwar ist die Oberfläche eines solchen Gespräches viel ruhiger, geradezu unheimlich still. Auch das kennt man aus eigenen Alpträumen. In jedem Fall dieses Gesprächstypus aber erfährt man sich schon während des Gesprächs in der Seelsorgerrolle wie als Figur in einem Traum. Man fühlt sich seltsam entfremdet. Manchmal gebrauchen Seelsorger zur Beschreibung ihrer Lage direkt die Sprache des Träumens; es sei wie in einem Albtraum. Man sei Teil der allergrößten Dramatik, befände sich aber doch immer noch dabei in einer gewissen Zuschauerrolle, mindestens zum Teil. Je größer der Abstand vom Gespräch, desto klarer sieht man sich als Marionette, ohne freilich den Marionettenspieler zu kennen, geschweige denn das Drehbuch des Stückes, von dem man selbst ein Teil ist. Man ist *Franz Kafka*. Es ist, als mache einem irgendeine unbekannte Macht einen Prozess; man verwandelt sich, wie wir es alle nächtens träumend tun, womöglich in einen Käfer, bekommt während des Seelsorgegesprächs eine harte, undurchdringliche Schale. Man fühlt sich in jedem Fall auf eine schwer zu beschreibende Weise tief entfremdet. Nie kann man heraus, jedenfalls nie im Gespräch.

Schwierig wird es für einen, wenn man ein solches Gespräch in der Supervision vorstellt. Denn diese Supervisionssitzung geht kaum ohne Beschämungen ab. In einer Gruppensupervision gibt es bei diesen Fällen immer Besserwisser, Gruppenmitglieder, die vom ersten Moment des Fallberichts an mehr oder minder offenkundig müde abwinken, als ob sie alles längst und immer schon durchschauten. Man bekommt gesagt, man sei „hereingefallen“. Oft habe ich Menschen, die so sprachen, dazu lachen gesehen. Die Beschämung wurde so sichtbar.

Also ist man hereingefallen. Aber die Alternative wäre Seelsorge als Jagd nach halluzinierenden Anrufern und die Gruppe der Seelsorgenden als eine ihr Opfer jagende Meute. Bei Seelsorgegesprächen dieses Typus „Pantomimenpferd“ entwickelt sich die Supervisionsgruppe (oder einzelne ihrer Mitglieder) tatsächlich blitzschnell zu solcher Jagdmeute². Ein Pantomimenpferd wird gejagt, es soll erlegt und seine Beute in der Jagdmeute verteilt werden im gemeinsamen Abendmahl. Man fühlt sich also gedrängt, wenn man einen „geteilten Traum“ in der Gruppe erzählt, sein Heil in der Flucht ins Schweigen zu suchen. Aber es ist schon zu spät. Man hat schon zu erzählen begonnen. Die Gruppe ist plötzlich ungeheuer schnell geworden, sie jagt einen. Ich kenne diese Dramaturgie in beiden Rollen, habe sie als Mitglied von Supervisionsgruppen ebenso erlebt wie als Supervisor.

Danach geht das Leben weiter. Mit etwas mehr Abstand kann man deutlich sehen, dass jedes seeli-

2 *Elias Canetti*, *Masse und Macht*, Hamburg 1960, 114ff

sche Phänomen wirklich nur zu mindestens zweit existieren kann. Die Szenerie erinnert an das Theaterstück „Sechs Personen suchen einen Autor“ von *Luigi Pirandello*³. In diesem Theaterstück probt ein Theaterdirektor ein Theaterstück, als plötzlich sechs Personen herein stürmen. Dieselbe ungeheure Schnelligkeit der Jagdmeute bemächtigt sich der Doppelgruppe der Schauspieler, sowohl jener, die das Stück proben wollen, wie jener, die sie in ihrem Vorhaben stören. Woher kommen diese sechs Störenfriede? Sie sind Schauspieler. Sie sind aber ungeborene Schauspieler. Ihnen kam ihr Autor abhanden; sie suchen nun in einer unbeschreiblichen Geschwindigkeit gewissermaßen ihre Fassung zu gewinnen.

Der Londoner Psychoanalytiker *Ronald Britton*⁴ hat für das ungeheuer Zwingende an diesen Vorgängen das sprechende Bild „Pantomimenpferd“ gefunden. Zwei stecken unter einer Decke und bewegen sich genau synchron, damit die Zuschauenden die beiden für ein Pferd halten. Wenn die Zuschauer das gezeigte Pantomimenpferd für ein tatsächliches Pferd halten, dann haben die sechs Personen von *Luigi Pirandello* ihren Autor gefunden, nämlich uns. Man fühlt sich daher als Seelsorger in dem geteilten Traum als Teil eines Pantomimenpferds.

Wer also in der Seelsorgerrolle Teil der Beziehung „Pantomimenpferd“ ist, der wird wie jeder Träumer in seinen Traum auf jeden Fall verwickelt werden. Aber es kann sich nichts entwickeln, bevor man sich hat verwickeln lassen⁵. Wer dagegen selbst nicht Teil der Beziehung „Pantomimenpferd“ ist wie Supervisoren oder die Teilnehmenden einer Supervisionsgruppe, der hat gut reden, kann aber andererseits aufgrund der Außenperspektive manches wirklich klarer sehen als man selbst. Man soll als solch Zuschauender nur nicht vergessen, wie leicht man es hat, weil man nicht mit unter der Decke steckt. Es ist von außen alles leichthin wahrgenommen. Es wird einem ein Pferd gezeigt, das keines ist. Man halte auf seine Außenwahrnehmung sich nicht zu viel zugute. Ein jeder von uns ist verwickelbar, es sei denn wir lehnen die Seelsorgerrolle ab.

Ich werde zuerst ein Beispiel für einen dramatischen geteilten Traum geben, der im hellen Licht der Öffentlichkeit aufgeführt wurde, danach Beispiele aus der Telefonseelsorge. Eigentlich begegnen uns darin Phänomene, die nur auf den ersten Blick fremdartig anmuten. Ich glaube inzwischen, dass jedes Seelsorgegespräch von ihnen mitgestaltet wird. Die Phänomene des „geteilten Traum“ genannten Gesprächstypus für den Seelsorger sind in allen Fällen dieselben. Man ist Marionette in einem Spiel, dessen Regisseur niemand kennt. Man ist Teil eines Pantomimenpferds.

Für den anrufenden Menschen mag ein auf diese Weise geteilter Traum leichter zu erleben ist als

3 *Luigi Pirandello*, Sechs Personen suchen einen Autor, Ditzingen 1986.

4 *Ronald Britton*, The Blindness of the Seeing Eye: Inverse Symmetrie as a Defence Against Reality, *Psychoanalytic Inquiry* 14, 1994: 365 – 378

5 Eine Formulierung *Rolf Klüwers* (mdl. Mitteilung)

ein geträumter Traum. Man kann es zugespitzter sagen: der geteilte Traum ist oftmals ein evakuierter Traum. Anstatt ihn als Traum im Raum des eigenen Schlafes vollgültig zu erleben, findet er gewissermaßen „draußen“ statt, im Raum des Seelsorgegesprächs, oftmals scheinbar ausschließlich in der Person des Seelsorgers. Der ist von Dramen erschüttert, die der Klient mit äußerlich gleichförmiger Stimme wie ein Nachrichtensprecher seiner selbst mitteilt. Wie ein politischer Flüchtling hat sich der Traum aus dem Machtbereich der Persönlichkeit des Träumers davon gestohlen, noch bevor er geträumt werden konnte. Alle Grenzsicherungen haben ihn nicht aufzuhalten vermocht. Er hat sich des Nachts auf und davon gemacht und sucht nun beispielsweise in der Seelsorgebeziehung am Telefon Asyl. Die Psychiater hatten entlang der Grenzen zwischen Traumleben und Wachbewusstsein Auffanglager für diese unkontrollierbaren Überläufer eingerichtet, damit sie sie nicht überfluten. Aber der ungeträumte Traum auf der Suche nach seinem Autor hat sich doch des Nachts davongemacht, keiner ist seiner habhaft geworden. Jetzt kommt er in der Telefonseelsorge an und wird zum geteilten Traum. Gewähren wir ihm Asyl, warum sollte er nicht seinen Autor einmal doch noch finden? Ich habe Sitzungen von Supervisionsgruppen erlebt, in denen dieses geschah. Es sind tief traurige Sitzungen gewesen. Es gibt Schrecken, die können nur im Exil einer Seelsorgebeziehung nach Hause kommen, wo sie Halt finden. Die Temperatur des Badewassers fürs Baby müssen Vater oder Mutter zuerst mit ihrem eigenen Ellenbogen testen.

Also flieht der evakuierte Traum, er ist ein psychischer Asylbewerber, der danach sucht, geteilt zu werden. Lassen wir die Frage noch offen, wer die Verfolger sind. Man lernt sie in der Seelsorgebeziehung nicht immer kennen. Einmal aber muss die Dramaturgie doch geträumt werden! Kann nicht ein Pantomimenpferd die verfolgende Jagdmeute täuschen, dass sie vom Träumer ablasse? Er könnte dann wie der Anrufer im Fallbeispiel ruhig werden, schließlich schlafen und vielleicht endlich träumen wollen. Es wurde ihm zuvor von „Christa“ der Prozess gemacht, als wäre er *Franz Kafka*. Aber *dieser* Prozess beinhaltet eine konkrete Anklage, so kann er auf der Bühne des Seelsorgegesprächs als geteilter Traum, als „Pantomimenpferd“ dramatisiert werden. Je katastrophaler „Christa“ sich erlebt, desto ruhiger wird der Anrufer. Seelsorge ist Asyl für ungeträumte Träume. Dort wäre der Herr ihr Hirte und ihnen würde nichts mangeln.

2. Der Fall „Wilkomirski“ und das „Isaak-Syndrom“⁶

In der Öffentlichkeit wurde dasselbe Phänomen vor einigen Jahren erregt diskutiert. Es handelt sich um den Fall „Wilkomirski“. Der „Jüdische Verlag“ hatte 1995 das autobiographische Buch „Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939 – 1948“ von *Benjamin Wilkomirski* veröffentlicht⁷. Der jüdische

⁶ Irene Diekmann, Julis H. Schoeps (Hg.) Das Wilkomirski-Syndrom, Zürich 2002

⁷ Benjamin Wilkomirski, Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948, Frankfurt/M. 1995

Autor schildert in ihm seine frühe Kindheit unter der NS-Terrorherrschaft, ein erschütterndes Dokument des Terrors gegenüber einem Säugling und Kleinkind, das so bisher noch nie zu lesen war. Die Literaturkritik stellte dieses Buch in eine Reihe mit den autobiographischen Werken von *Ruth Klüger*, *Primo Levi* und *Elie Wiesel*, aber hier begegnete einem ein Auschwitz-Baby. Man wusste, dass es KZ-Häftlinge gab, die als Säuglinge oder Kleinkinder ihre getauften Peiniger überlebt und ihre Identität vollkommen verloren oder gar nie gewonnen hatten. *Benjamin Wilkomirski* stellte sich als ein solches Kind vor. Dabei half ihm sein israelischer Psychotherapeut *Eliatsur Bernstein*; beide veröffentlichten in der psychoanalytischen Fachzeitschrift „Werkblatt“ 1997 einen Fachartikel⁸. Sie fuhren auf Kongresse von Psychiatern und Psychotherapeuten, wo sie die Ergebnisse ihrer erschütternden Arbeit dem Fachpublikum präsentierten. *Wilkomirski* und *Bernstein* lieferten ein lebendes Beispiel dafür, dass extrem traumatische früheste Lebenserfahrungen der Säuglings- und Kleinkindzeit zwar nicht bewusst erinnert werden, aber doch wieder belebt werden können. Noch die heutige Wissenschaft der Psychotraumatologie verdankt den „Bruchstücken“ von *Benjamin Wilkomirski* Vieles. Man spricht vom „memory recovered syndrom“, ein Sachverhalt, der beispielsweise auch in Scheidungsprozessen eine wichtige Rolle zu spielen begann, in denen Männer des frühkindlichen sexuellen Missbrauchs an ihren Kindern beschuldigt wurden, den die Opfer zwar vollkommen abgespalten hatten, weil sein Erlebnis in die vorsprachliche Zeit fiel, der aber durch traumatherapeutische Techniken bewusst gemacht werden kann. *Bernstein* und *Wilkomirski* hatten diese Techniken gefunden und erfolgreich erprobt. *Wilkomirski* erhielt für seine Arbeit den israelischen national award, den angesehensten Literaturpreis des Landes. Als er 1994 in dem Dokumentarfilm „Wandas Listen“ auftrat, entdeckte der in Israel lebende orthodoxe Jude *Yakow Maroko* in *Benjamin Wilkomirski* seinen tot geglaubten Sohn *Benjamin* wieder und konnte ihn im April 1995 vor laufenden Fernsehkameras auf dem Flughafen von Tel Aviv in seine Arme schließen.

1998 erschien dann ein Artikel des Schweizer Journalisten *Bruno Ganzfried*, der die „Bruchstücke“ als Fälschung entlarvte und bewies, dass *Benjamin Wilkomirski* ein Pseudonym ist und der Autor tatsächlich *Bruno Dösseker* heißt. Der Zürcher Historiker *Stefan Mächler*⁹ hat dann in einer Detailuntersuchung *Ganzfrieds* Enthüllungen im Einzelnen belegt.

„*Wilkomirski*“ ist darin für uns ein eindrucksvolles Beispiel für unser Thema des geteilten Traumes. Denn auch nach der Aufklärung des tatsächlichen Sachverhaltes blieb *Dösseker* bei seiner Überzeugung, *Benjamin Wilkomirski* zu sein. Man wird dies nicht für eine bewusste Täuschung halten müssen, die auf persönliche Vorteilsnahme aus ist. Tatsächlich ist *Bruno Dösseker* ein Adoptivkind, dessen Vater seine Mutter noch vor seiner Geburt verließ und dessen Mutter, als er 2 Jahre alt war,

⁸ *Eliatsur Bernstein, Benjamin Wilkomirski, Die Identitätsproblematik bei Kindern des Holocaust, werkblatt 39: 1997*

⁹ *Stefan Mächler, Der Fall Wilkomirski. Über die Wahrheit einer Biographie, Zürich 2000*

einen schweren Verkehrsunfall erlitt und ihn danach zur Adoption an das Zürcher Arztpaar Dösseker abgab. Die „Bruchstücke“ beginnen übrigens mit einem gewollten Verkehrsunfall, nämlich mit der pornographischen Schilderung der grauenvollen Ermordung des Vaters *Binjamin Wirkomirskis*, die er selbst mit ansehen muss: lettische Nazis zermalmen den Körper des Vaters mit einem LKW an einer Hauswand. Aber das Konstrukt einer jüdischen Identität bot und bietet einen Behälter für sehr vielfältige Gefühle, die anderswo keine Herberge finden. Es boten und bieten sich Gelegenheiten für mancherlei Pantomimenpferde. Also geht es keineswegs nur um *Bruno Dösseker* alias *Binjamin Wilkomirski*; an seiner Identität haben wie an eines jeden Menschen Identität so viele gebaut wie am Turm zu Babel. Keine Sprachverwirrung vermochte sie aufzuhalten. Ihnen allen wird das Bedürfnis, ein jüdisches Opferkind vor sich zu haben, viel bedeutet haben. Es war der Bauplan seiner individuellen Identität.

Wir haben es bei der Gestaltung von *Dössekers* zweiter jüdischer Identität mit genau denjenigen Phänomenen des geteilten Traums zu tun, die uns hier beschäftigen. Man kann sagen, dass ein solcher geteilter Traum überhaupt nur entstehen kann durch die soufflierende Hilfe eines Seelsorgers oder Psychotherapeuten, wie es *Eliatsur Bernstein* für *Bruno Dösseker* war. Ich nenne dieses Soufflieren das „*Isaak-Syndrom*“. Damit beziehe ich mich auf die in Gen. 27 mitgeteilte Erzählung von der Segnung *Jakobs* durch seinen blinden Vater *Isaak*. Man erinnert sich: Der blinde *Isaak* hört in der Musik der Stimme seines Sohnes *Jakob*, dass der nicht *Esau* ist, als den er sich ausgibt, sondern *Jakob*. Aber er mag da zu alt, zu schwach sein, um diese kommunikative Spannung in sich wach halten zu können; er harmonisiert die Spannung. Es heißt, er segnete ihn. Damit ist der Falsche gesegnet – ein Schicksal, das im Deutschland zweier Weltkriege Viele kennen. Man ist gesegnet als Ersatz für einen, der man nicht ist. Das ist *Jakobs* Lage. Vom „*Isaak-Syndrom*“ spreche ich, weil auf dem Seelsorger im „geteilten Traum“ ein ganz analoger Druck lastet, etwas zu glauben, wogegen sich in ihm oft ein nur hauchdünner Zweifel doch wehrt. Man souffliert, man segnet – als Teil des Pantomimenpferds hatte man einfach keine andere Wahl. Eine Gewalt, die einmal geschah, kommt nicht zur Ruhe, bevor sie ihre Heimstatt gefunden hat.

Aus solchen Fällen geteilter Träume ergeben sich eine Menge komplexer Probleme. Wie kann man beispielsweise als Seelsorger herausfinden, ob man gerade auf der Bühne eines geteilten Traumes mitspielt? Und gibt es nicht umgekehrt Seelsorgerinnen und Seelsorger, die aus lauter Angst vor dem Pantomimenpferd argwöhnisch und misstrauisch werden, sobald sie von irgendeinem Erlebnis während eines Seelsorgegespräches angerührt werden? Ich sage gleich meine Meinung zu diesen Fragen, will aber hier schon eine ihnen innewohnende auffallende Tendenz festhalten. Unmerklich nämlich schieben diese Fragen die Verantwortung für den geteilten Traum dem Rat suchenden Menschen zu und behandeln den Seelsorger als bloß passives Objekt von dessen Täuschung. Man

mag aufgeklärt genug oder einfach großzügig sein und also wissen, dass es sich bei dem geteilten Traum nicht um eine bewusst herbeigeführte Täuschung handelt, die moralisch verwerflich zu finden man ansonsten berechtigt wäre. Es handelt sich wohl um eine Halluzination, die der Halluzinierende im Moment ihres Aufkommens für genauso real hält wie der Wüstenwanderer die flimmernde Oase mit ihren fließenden Wassern. Das ändert aber nichts daran, dass sich die Seelsorgerin oder der Seelsorger in diesem Fall als Opfer einer Täuschung sieht. Man hat das Gefühl, hereingefallen zu sein.

Aber ich halte die Frage, woran man einen geteilten Traum erkennen kann, um gleichsam auf der Stelle aus ihm aufwachen zu können, sowohl für unpraktikabel wie auch für falsch. Sie ist unpraktikabel, weil unsere Denk- und Handlungsmöglichkeiten stark eingeschränkt sind, sobald wir uns als Opfer sehen. Sie ist aber auch falsch, weil sie leugnet, dass wir mittels des „Isaak-Syndroms“ und durch die Technik des Soufflierens aktiv am geteilten Traum mitwirken. Dass eine solche Mitwirkung im Nachkriegseuropa sich gerade um eine falsche jüdische Opferidentität entwickeln konnte, die zum Behälter wurde für unerträgliches persönliches Leid wie bei *Bruno Dösseker*, ist ein sozialpsychologisches Thema von höchster Bedeutung. Wir können ihm hier nicht weiter nachgehen.

3. Der geteilte Traum in der Telefonseelsorge – Fallbeispiele

Am Telefon gibt es Gespräche, die als geteilter Traum in einen tatsächlichen Traum des Seelsorgers hinüber gleiten, worin die Grenzen zwischen den äußeren und den inneren Wirklichkeiten zeitweise verschwimmen. Wir können an diesen Beispielen nachträglich das Bestürzende daran ermessen, Teil eines geteilten Traums gewesen zu sein, ohne es bewusster Maßen gedacht zu haben. Es ist ja nicht nur das Beschämende an der Selbsttäuschung, ein Pantomimenpferd für ein tatsächliches Pferd gehalten zu haben. Bestürzend ist vielmehr an solchen Erlebnissen, dass sich die Grenze zwischen Traum und Wachbewusstsein in ihnen auflöst. Man ist nicht mehr Herr der eigenen Sinne. Das bestürzt im Wortsinn, man fällt. Man fühlt sich an die taoistische Geschichte vom Schmetterlingstraum erinnert, die *Tschaung-Tschou* (365 – 290 vor. Chr.)¹⁰ in so täuschender luftig leichter Form aufgezeichnet hat:

„Einst träumte mir, Tschuang Tschou, ich sei ein Schmetterling. Ein schwebender Schmetterling, der sich wohl und wunschlos fühlte und nichts wusste von Tschuang Tschou.

Plötzlich erwachte ich und merkte, dass ich wieder Tschuang Tschou war. Nun weiß ich nicht, bin ich Tschouang Tschou, dem träumte ein Schmetterling zu sein, oder bin ich ein Schmetterling, dem träumt, er sei Tschouang Tschou.

Und doch ist sicherlich zwischen Tschouang Tschou und dem Schmetterling ein Unterschied, denn gerade diesen nennen wir ja Wandlung der Substanz zu Einzelwesen.“

¹⁰*Tschuang Tse*, Dichtung und Weisheit, Frankfurt/M. 1937

Diese Verwandlungen aber, die das klare Wachbewusstsein in jedem Seelsorger so verflüssigen, sind ein typisches Element des allgemeinen Traumlebens. Im folgenden Fallbeispiel geht das Seelsorgegespräch als geteilter Traum fließend über ein blitzlichthafes Traumbild des Seelsorgers:

Vor Jahren schilderte mir nachts gegen 4 Uhr eine Anruferin ihr langsames Sterben. Es hatte etwas ganz Unaufhaltsames, das sich meiner als Lähmung sofort bemächtigte. Ich wurde auf der Stelle bleiern müde wie die Jünger in Gethsemane, schlummerte mich immer wieder aus dem Gespräch davon und hatte insgesamt eine ungeheure Kraft aufzuwenden, so lange wie möglich wach zu bleiben. Auf der Leinwand unseres Gespräches tauchten langsam schwarze, verfaulte Zehen und Finger auf, alle einzeln nacheinander sorgsam ins Bild gestellt, durchaus aber keine Schmerzen. Alles ging unendlich langsam, aber nicht zögernd, sondern gemessen und also absolut unaufhaltsam. Die Stimme blieb konstant auf einem Ton, sie hob sich nicht, noch senkte sie sich. Man kann noch nicht einmal das Telefonbuch in dieser gleichförmigen Tonlage sprechen.

Dann war die Leitung tot. Ich weiß nicht, wie dieses seltsam surreale und fühllos grauenvolle Gespräch zu Ende ging. Auch weiß ich keines meiner Worte mehr. Ich muss sogleich in einen Tiefschlaf gefallen sein. Aber im Fall in den Schlaf hörte ich noch durch das geöffnete Fenster von draußen kreischende Bremsen eines Autos sowie einen dumpfen Aufprall. Ob ich das Martinshorn später geträumt oder von draußen her wahrgenommen habe, ich weiß es nicht. Aber ich wurde urplötzlich vom eigenen Schrei geweckt: mir war gerade vom rechten Fußknöchel an aufwärts eine Ratte an meinem Bein hoch gekrochen. Ich schlug zu – die Ratte war weg.

„Nachts schlafen die Ratten doch“, möchte man wünschen. Vielleicht hätte der Seelsorger seine Anruferin, so wie der Junge in *Wolfgang Borcherts* Erzählung¹¹ seinen toten Bruder unter den Trümmern, hüten sollen in der Nacht? Aber er hatte es nicht vermocht, so dass die Ratte sich seiner bemächtigte. Seelsorger sollen Hüter der Nächte sein und der Träume, die sie enthalten.

Womöglich also sind wir uns der Unterscheidung zwischen unseren Traumwelten und unserem Wachbewusstsein allzu sicher, sind uns also der Unterscheidung zwischen uns selbst und einem Schmetterling oder einer Ratte allzu gewiss. Es spricht aber nichts gegen die Vermutung, dass wir rund um die Uhr träumen, uns ständig verwandeln, dass unser Wachbewusstsein uns nur täuscht und daran hindert, unser ständig aktives „Traumleben“¹² wahrzunehmen. Auch haben wir uns die Wahrnehmung unseres Traumlebens unnötig dadurch erschwert, dass wir uns, gelenkt von den Wahrnehmungen unseres Wachbewusstseins, ganz sicher darin zu sein scheinen, dass ein Traum nur in einem Körper stattfinden kann. Diese Auffassung der Individualisierung des Träumers hatte schon *Heraklit* (5. Jahrhundert vor Chr.) vertreten. „Die Wachenden“, sagte er, „haben eine gemeinsame Welt, die Schlafenden aber wenden sich jeder seiner eigenen Welt zu.“¹³ Der geteilte Traum zeigt uns aber, wie flüssig die Unterscheidung zwischen Wachen und Schlafen ist. Wie ein Schmetterling führt er uns im luftig-leichten Tanz unser Vorurteil an der Auffassung vor Augen, wir seien

11 *Wolfgang Borchert*, Das Gesamtwerk, Reinbek 1991

12 *Donald Meltzer*, Traumleben, München-Wien 1988

13 Zit. bei *Elisabeth Lenk*, Die unbewusste Gesellschaft, München 1983, 152

als Träumer ein Individuum, ein Unteilbares. Jeder Traum belehrt uns, dass Ich Viele ist. Eine Ratte kriecht am Bein hinauf.

Das zweite Beispiel entspricht in allen seinen Zügen dem Typus „Seelsorgegespräch als geteilter Traum“.

In den frühen Morgenstunden eines Nachtdienstes in der Telefonseelsorge erhielt ich den Anruf einer gehetzten Frau. Ob ich Pastor sei? Ich bejahte es. Sie stürzte in unserem Gespräch bald hierhin, bald dorthin, stets sich vor einem Zugriff im letzten Augenblick verbergend, der ihr doch ganz unvermeidbar unmittelbar bevorstand.

Sie sei eine der meist gesuchten Terroristinnen jener Zeit. Nein, ihr Name tue nichts zur Sache. Aber sie könne nicht mehr mitmachen, sie müsse aussteigen. Heute Abend um 17.53 Uhr werde sie im Lufthansa-Flug Nr. NN den Flughafen Fuhlsbüttel erreichen. An der Gangway aber werde sie entweder von ihren Gesinnungsgenossen oder von der bundesdeutschen Polizei erschossen werden. Es sei denn, sie betrete die Gangway im Schutze eines evangelischen Pastors. Seit *Heinrich Albertz* die *Schleyer*-Entführer nach Mogadischu begleitet habe, sei der evangelische Pastor auch unter ihren Gesinnungsgenossen nicht zum Abschuss frei gegeben.

Dass ich elektrisiert war und doch gleichzeitig auch zweifelte, fühle ich wie heute. Ein paar kontrollierende Rückfragen, sie wusste sie auf der Stelle mühelos zu parieren. Auch dass ich nähere Angaben zu ihrer Person benötigte, die ich der Polizei zur Überprüfung übermitteln müsse, da ich ja des Schutzes der Polizei in einem solchen Falle bedürfe, war der Anruferin selbstverständlich. Es war, als verfügten wir beide in aller Dramatik doch nüchtern und gar besonnen über das in solchen Fällen erforderliche know how. Unmerklich hatten wir uns längst in das aufregende Szenario eines geteilten Traums begeben, mussten also handeln statt fühlen. Wir vereinbarten in ein paar Stunden ihren neuerlichen Anruf. Dass ich mich zwischendurch mit einem Kollegen und gegebenenfalls mit der Polizei verständigen würde, war ihr selbstverständlich.

Der Kollege und ich behielten Zweifel, entschlossen uns aber doch, zu handeln. Kennt man sich nicht aus mancherlei Albträumen als zuschauender Zweifler an einem bestürzenden Geschehen, das sich anschickt, einen ganz und gar zu verschlingen? Aber man muss dann doch handeln, weil es sich bestürzende anstürmende Gefühle handelt. Die müssen in ein reales Geschehen evakuiert werden.

Ich lasse die teilweisen dramatischen weiteren Ereignisse außer Acht, Verfassungsschutz und andere staatliche Organe zur Terrorismusbekämpfung hatten die Anruferin inzwischen als ein bestimmte Terroristin identifiziert.

Schließlich erzählte die Anruferin, sie sei gestern aus einer Psychiatrie entlassen worden. Alleine in ihre Wohnung zurückgekehrt, habe sie ein verzweifertes Heimweh überfallen. Wenn sie schon nicht auf der Stelle die heimatliche Seeluft riechen und das norddeutsche Licht sehen konnte, mit dem Ort ihrer Heimat telefonieren, das wollte sie wenigstens. Sie schluchzte lange.

Wie können wir die Beteiligung des Seelsorgers an diesem geteilten Traum verstehen? Man konnte als evangelischer Pastor in den späten siebziger und frühen achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts auf einen *Heinrich Albertz* neidisch sein. Der allgemeine Niedergang kirchlicher Organisationen war immerhin zu jener Zeit bereits alltäglich sichtbar. Zweifel an der Wichtigkeit der eigenen Rolle wuchsen in manchen. War man nicht angetreten, das Wort eines Mächtigen zu verkünden? Wollte man nicht von allen verstanden werden? Aber wandten sich in der Gemeinde nicht

oft gerade diejenigen von der Kirche ab, denen die verstohlene eigene Sympathie galt? Dem Gemeindepastor, der ich eben noch gewesen war, war dieses monatlich widerfahren. Plötzlich aber tat da aber ein *Heinrich Albertz* einfach das Notwendige, bescheiden und im Rampenlicht der Öffentlichkeit. Wer sollte da nicht Neid empfinden?

Es mochten diese Regungen sein, die den Seelsorger ins Pantomimenpferd verlockten. Was man (noch) nicht denken kann, das muss man handeln. Der Seelsorger möchte gehört werden. Unsere eigenen Größenwünsche und unser eigener Geltungsdrang winken einem jeden, der endlos zu fallen droht, unsere Bereitschaft zu, zum fehlenden Teil seines Pantomimenpferds zu werden. Außerdem schützen sie uns vor eben den Gefühlen der Trauer und das Heimwehs, die die Anruferin im letzten Gespräch fühlte und die zu fühlen der Seelsorger zuvor als Gemeindepastor Anlaß genug gehabt hätte. Zu jedem Pantomimenpferd braucht es zwei, die bereit sind, in der Rolle zu sein.

„In der Rolle zu sein“, nicht die Rolle zu spielen. Es geht mir abschließend um den Symbolgebrauch im geteilten Traum, genauer um die Unterscheidung zwischen einem *Diabol* (wie die so gelungene Wortschöpfung des Pastoralpsychologen und Psychoanalytikers *Heribert Wahl* lautet¹⁴) und einem *Symbol*. „Terroristin“ war in dem eben geschilderten Fallbeispiel ein Diabol. Diabole sind Symbole, denen man sich unterwerfen muss. Sie sind erstarrt, man wird gezwungen ihnen seinen Glauben zu schenken. Man kann trotzdem nicht sagen, die Anruferin habe vom Seelsorger verlangt, „Terroristin“ zu glauben. Gewiss war ihr daran gelegen, aber dem Seelsorger entgegen seinen Zweifeln doch auch. Auch er wollte handeln, statt Trauer über Verluste zu fühlen, die er vorher beruflich erlebt hatte. Die im Sinne von „Pantomimenpferd“ anwesende Terroristin und der anwesende Pastor waren die Bedingungen dieses geteilten Traums. Es mochte die heimatlose Not der Anruferin gewesen sein, die die Zweifel des Seelsorgers und sein Bestreben, die Polizei hinzu zu ziehen, mit im Pantomimenpferd zu verbergen wusste. Diabole leugnen Trennungen; Symbole aber leben erst, nachdem Trennungen geschehen sind. Wäre „Terroristin“ ein Symbol in den geschilderten Gesprächen gewesen, so hätten beide Gesprächspartner sich vorstellen können, wie es wohl sei, wenn eine von ihnen Terroristin, der andere Pastor wäre. Sie hätten es träumen können, sie hätten, wie es an dieser Stelle *Donald Winnicott*¹⁵ sagt, „spielen“ können. „Terroristin“ wäre getrennt von beiden Gesprächspartnern gewesen. Aber im geteilten Traum kann man weder träumen noch spielen, man muss es tun.

Daher kann die Psychoanalytikerin *Hanna Segal*¹⁶ sagen, Symbole könnten erst dann gebildet werden, wenn Menschen trauern können. Denn das Symbolisierte ist abwesend; es mag einmal unter

14 *Heribert Wahl*, Glaube und symbolische Erfahrung, Freiburg 1994

15 *Donald Winnicott*, Vom Spiel zur Kreativität, Stuttgart 1990

16 *Hanna Segal*, Wahnvorstellung und künstlerische Kreativität, Stuttgart 1992, 73ff

uns gewesen sein, jetzt aber hat es uns längst schon unwiederbringlich verlassen. Nur darum kann es symbolisiert werden. Ein Diabol ist da und verlangt bedingungslosen Gehorsam, ein Symbol meint etwas Abwesendes, mit dem man spielen kann. Ein Symbol kündigt von Trauer, ein Diabol von Befehlen und ihren Stacheln.

Der Pastoralpsychologe *Werner Kühnholz*¹⁷ hatte 1975 ohne Kenntnis der Arbeiten von *Hanna Segal* denselben Gedanken am Beispiel der Entstehung des Zweiten Testaments dargestellt. Er nannte das „Neue Testament“ das „Ergebnis eines Trauerprozesses“: über Christus schreiben, ihn symbolisieren, konnte man erst nach seinem Tod. Er wird aber zu einem Diabol, wenn seine Abwesenheit geleugnet werden muss. Fundamentalismus ist diabolischer Glaube.

Wir alle kennen dies aus unseren Albträumen; oftmals gucken wir uns selbst als distanzierte Beobachter bei all dem Grauen zu. In jeder psychotischen Persönlichkeit, wie sie die Psychiater nennen, haust immer noch eine nicht-psychotische Persönlichkeit, die sich freilich vor ihnen zu verstecken weiß¹⁸. Manchmal indes gelingt dies Verstecken der nicht-verfolgten, der das Ganze beobachtenden Persönlichkeit so perfekt, dass man zu dem Glauben neigt, keiner könne je mehr sie finden. Auch dem psychotischen Menschen selbst ist sie verloren und er mag sich nach ihr umwenden sooft er will: *Orpheus* hat seine *Eurydike* ein für alle Mal verloren, bei *Monteverdi* kann man das hören. Es mag sein, dass in genau dieser emotionalen Situation jemand zum Hörer greift und die Nummer der Telefonseelsorge wählt. Irgendwo muss ein Autor sein. Irgendwo muss ein Hüter der Nächte und der Träume zu finden sein. Für eine kurze Weile, vielleicht für eine Stunde des Nachts, sucht die nicht-psychotische Persönlichkeit eine Heimstatt im Seelsorger. „Einer muss wachen“, heißt es bei *Kafka*¹⁹, „einer muss da sein“. Jemand sucht einen Autor.

Wenn der Morgen graut, mag sich, was nachts als dramatisches Ereignis auf uns kam, als halluziniertes Erlebnis aufführen. Aller Morgen neu wandelt sich der Schmetterling in *Tschouang Tschou*. Die Psychiater reiben sich den Schlaf aus den Augen und erblicken eine Halluzinose. Die Telefonseelsorger sind bestürzt, hereingefallen zu sein. Aber es hat für ein paar Minuten Heimat gegeben. Es mag jemand für einen geseufzt haben. Der Seelsorger, der gefangen im „*Isaak-Syndrom*“ souffliert hat, damit das Pantomimenpferd auf der Nachtbühne tanzen kann – wie ein jeder *Isaak* mag auch er ja ein Opfer einer vor Zeiten geschehenen Gewalt sein. Wurde *Isaak* nicht einst von seinem Vater gebunden? Blinkte nicht das Schlachtmesser über ihm? Es soll so etwas nie wieder geschehen. Man souffliert. Man wird Teil eines Pantomimenpferds.

17 *Werner Kühnholz*, Das Neue Testament – Dokument eines Trauerprozesses?, *WzM* 27, 1975: 385 – 403

18 *Wilfred Bion*, Zur Unterscheidung von psychotischen und nicht-psychotischen Persönlichkeiten, in: E.Bott-Spillius (Hg.), *Melanie Klein heute*, München-Wien 1990, 75 - 101

19 *Franz Kafka*, *Gesammelte Erzählungen*, Frankfurt/M. 1977, 309

Manche Gebete werden so erhört.

Martin Weimer, Appelhof 47, 24217 Fiefbergen, martin_weimer@web.de